Publikum und Gesellschaft

Gibt es noch eine Gesellschaft? Gibt es im Zusammenhang damit noch ein „Publikum", eine Kultur, eine Gemeinschaft Aufnehmender? Wir haben diese Frage an geistig Hervorbringende, an Künstler, an Männer des Schrifttums und des Theaters gerichtet. Viele haben geantwortet. Jeder äußert sich über die Gesellschaft; nicht einer im Namen der Gesellschaft. Es hat also die Gesellschaft selbst nicht geantwortet. Weil sie nicht vorhanden ist? Sicherlich gilt das für „die" Gesellschaft: wäre sie, sie hätte durch den Mund der Antwortgeber, einiger von ihnen, gesprochen. Tatsächlich denkt jeder, der das Wort „Gesellschaft" braucht, an etwas anderes dabei; was nicht der Fall wäre, wenn wir eine Gesellschaft hätten. Da somit der einzelne Beobachter auf seine Gedanken über mögliche oder tatsächliche Gemeinschaftsformen, statt auf das Selbstverständliche eines überlieferten Zugehörigkeitsgefühls angewiesen ist, meint der eine das Volk und den Staat, der andere diesen oder jenen Bildungskreis, und die meisten sprechen vom „Publikum"; vielerlei Publikum.

Der Gesamteindruck ist: In Deutschland wenigstens konnte weder „die" noch eine Gesellschaft in den Wirren der letzten zehn Jahre zertrümmert werden, weil es schon vorher keine gab. Krieg und Revolution änderten im Grunde wenig an eine Entwicklung, deren Epochenatem viel länger ist als das, was uns plötzliche Wandlung scheint. Und noch eins ist kennzeichnend. Die Optimisten sprechen nur von einzelnen Ansätzen, die unter sich nicht zusammenhängen; das Bild einer noch irgendwie als Gesamtheit gedachten, wenn auch untergehenden Gesellschaft erscheint nur bei den Pessimisten. Es scheint, daß der nicht verzweifelnde Betrachter heute nur Bausteine sieht; und daß in der Tat die Bausteine wesentlicher sind als das Gebäude.

Wie optimistisch gewagt es klingen mag, im heutigen Europa von Gesellschaft und Gemeinschaft zu sprechen, so bleibt wahr, daß die Gemeinsamkeit des kulturellen und politischen Erlebnisses die innere Zerklüftung hoch überspannt, und ich glaube doch, daß große Werke, so persönlich sie bestimmt sein mögen, aus dem Sozialen wachsen und auch sozial empfangen werden. Dies gilt schon heute nicht nur für die einzelnen Volks- und Staatsgemeinschaften, sondern in steigendem Grade für unser ganzes Kulturgebiet.

Thomas Mann.

*

Wir „Oeffentlichen Ankläger" haben mit dem Publikum nichts zu tun. In den Verhandlungen pflegt zwar Publikum da zu sein, aber das sind für gewöhnlich, abgesehen von den großen Sensationsprozessen, Wärmeschinder, Kriminalstudenten oder Fremde, die zwischen Zoologischen Garten und Völkerschlachtdenkmal uns einen Besuch abstatten. Vor uns steht in der Verhandlung auf der einen Seite der Angeklagte, auf der anderen die Richter, hinter uns aber steht der Staat, die Idee der im Staat organisierten Gesellschaft. Da ist kein Raum mehr frei für das Publikum, wir sind unabhängig von ihm, und wären wir es nicht, dann wäre es schlecht bestellt um unser Tun und Lassen.

Wohl sind wir unabhängig vom jeweiligen Publikum der Verhandlungen, nicht aber von der „Gesellschaft". Der Staatsanwalt ist mehr und deutlicher der Exponent der Gesellschaft als der Richter. Er ist Anwalt der Staates und Staatsgesellschaft. Bildet diese sich entscheidend um, evolutionär oder revolutionär, so wird parallel hiermit auch die Tätigkeit, die Aufgabe und die Erscheinung des Staatsanwaltes sich umbilden. Daß wir öffentlichen Ankläger heute nicht mehr mit Folter und Streckbett die Verhandlung vorbereiten, nicht mehr auf Zungeausreißen, Lebendigbegraben oder Scheiterhaufen plädieren, ist nur den gewandelten Anschauungen der Gesellschaft zuzuschreiben. Auch was wir heute tun, sollen wir nicht als ewig und endgültig betrachten. Wir verkörpern heute mehr oder weniger den Willen der heutigen Gesellschaft, ändert sich dieser Wille — und er ändert sich unaufhörlich, — ändert sich auch unsere Aufgabe und unsere Pflicht. Je geschlossener, klarer und einmütiger die Gesellschaft ihren Willen bekundet und ihre schutzwürdigen Interessen geltend macht, um so erfolgreicher kann auch der Schutz sein, den die Gesellschaft selbst, durch uns, als ihre Mittler, ausübt.

Oberreichsanwalt Dr. Ebermayer.

*

Statt einer Antwort drängt sich mir zunächst eine Gegenfrage auf die Lippen: gab es denn im neuen Deutschland überhaupt jemals ein Publikum in dem Sinn, wie die Pariser Oper, wie die Comédie Française ihr Publikum hat, wie das Wiener Burgtheater selbst im neuen Hause noch bis in die ersten Jahre Schlenthers hinein eins hatte, wie das Berliner Schauspielhaus unter Iffland und auch in den siebziger Jahren, vielleicht ungefähr bis zur Eröffnung des Deutschen Theaters. Publikum in diesem Sinn ist schon vor dem Theater da, es bringt seinen eigenen Geist, seinen Geschmack und einen reizbaren Willen mit, vor allem aber das Gefühl, der Herr des Theaters zu sein, dem es zu gefallen, den es zu vergnügen, dessen Launen es zu gehorchen hat. Weimar hatte kein Publikum in diesem geschichtlichen Sinn, denn ein wirkliches Publikum hätte sich Goethes berühmtes „Man lache nicht!" niemals zurufen lassen; Weimar war kein Theater mit einem echten Publikum, zu dessen Begriff gehört, daß es sich souverän fühlt: Weimars Theater war eine Privatangelegenheit Goethes und Schillers und allenfalls noch des Herzogs. Das Burgtheater war in seiner großen Zeit, gar unter Schreyvogel und Laube, war, wie die Comédie Française und die Pariser Oper eigentlich noch heute, der Besitz einer geschlossenen Gesellschaft, die freilich auch Leute, die ihr nicht angehörten, zuließ, unter der Voraussetzung, daß sie sich als Gäste zu fühlen und zu betragen hätten: das Publikum des alten Burgtheaters war „die Gesellschaft", etwas Undefinierbares, das auch in Wien sehr bald zerging, durch Verteilung in mehrere Gesellschaften, von denen dann aber eben keine mehr „die" Gesellschaft war. Gesellschaft in diesem unergreiflichen, nur fühlbaren, dabei doch sehr strengen und genauen Sinn haben heute, wenn ich recht sehe, nur noch London, Paris und Rom (in Madrid scheint sie schon [illegible]terminiert zu sein), und diese Gesellschaft mit ihrem scheinbar ganz willkürlichen, aber ihr doch sehr bewußten, freilich Vernunftgründen ganz [illegible] Geschmack, den der einzelne selber keineswegs teilt, dem er aber unwillkürlich immer nachgeben muß, ist die Voraussetzung eines wirklichen „Publikums" im europäischen Sinn. Dieses Publikum kennt man in Deutschland, jedenfalls seit wir Heutigen uns erinnern können, nicht. Hier ist es umgekehrt der Künstler, der sich das Publikum, das er braucht, erst selber schaffen muß: das allein ist auch der Sinn des Lärms, den in Deutschland alle neuen künstlerischen „Richtungen" zunächst schlagen: sie trommeln sich ein Publikum zusammen (auf das dann freilich dieser Name nicht zutrifft; man hätte dafür richtiger „Gefolgschaft" zu sagen). Berlin hat in den letzten fünfundzwanzig Jahren vor dem Krieg drei Männer von einer unvergleichlichen Kraft, geistige Atmosphäre um sich zu schaffen, am Werk gesehen: Liebermann, Brahm und Reinhardt. Aus jeder dieser Atmosphären erwuchs von selber ein Publikum. Was wir den Geist einer Zeit nennen, ist wahrscheinlich immer der Geist eines einzelnen, der den Willen, die Kraft und das Verlangen hat, anderen das Diktat seines Urteils aufzuzwingen. Ich war leider jetzt schon lange nicht mehr in Berlin, und so kann ich nicht prophezeien, wann der nächste Geistestyrann Berlins erscheinen wird: vierzehn Tage später werden Sie für die Kunst, in der er erscheint, wieder ein Publikum haben.

Hermann Bahr.

Geistiges Gesellschaftskapital

Von

Heinrich Mann.

Eine Gesellschaft gibt es natürlich jetzt wie immer. Jetzt ist sie anders angeordnet, arbeitet anders, hat andere Zwecke als noch vor zehn Jahren. Reichtum und Bildung sind wieder einmal weit auseinander gerückt, was freilich öfter vorgekommen ist. Jetzt aber hat der Reichtum eine ganz andere öffentliche Bedeutung als früher und führt weiter, die Bildung eine viel geringere und führt zu nichts. Das bedeutet einfach, daß die Zwecke dieser Gesellschaft es so verlangen.

Sie will eine mündige, selbstdenkende, selbsttätige Gesellschaft sein, nicht mehr gelenkt von Kräften, auf die sie ohne Einfluß war. Was sollte ihr nun die Geistesbildung der Vorkriegszeit, jene „Kultur", die ein Vorrecht war, im Munde geführt von wenigen tausend snobistischen „Kulturträgern", die sie niemandem mitteilten? Jene Kultur hat die Politisierung der Nation nicht begünstigt, eher mit verhindert, sie war ihrer Demokratisierung entgegen. Damit ist sie gerichtet.

Statt ihrer wird jetzt praktisches Denken erworben. Die Massen lernen aus Not, Erfolgen, Enttäuschungen, aus ihren Erfahrungen von Jahr zu Jahr, von Wahl zu Wahl, wer ihnen hilft oder sie noch mehr hineinreitet, welche Personengruppe, welche Sache und Meinung sich bewährt. Alles muß durchgemacht und verdaut werden. Das so verdiente Gesellschaftskapital an Intelligenz wird höher als vorher sein. Ob hoch genug, um die Gesellschaft an großen Geisteswerten zu beteiligen?

Die Kultur einer Gesellschaft verlangt nicht notwendig Geist. Er ist in der Welt vorerst in Abnahme begriffen, während Kultur immer weitermacht. Auch unsere wirtschaftliche und soziale Umschichtung hat vor allem reines Geistesleben verschlungen. Alles das wurde verschlungen, was nicht volksgemäß oder besondres fest in Ueberlieferungen begründet war. Sport blieb natürlich üblich und nahm zu. Musik blieb auch. Literatur war in Deutschland seit langer Zeit keine durchaus natürliche Funktion, wenn sie es überhaupt je war. Sie brauchte Unterstützung und besondere Kennerschaft, daher jene Snobs. Die sind fort, die Literatur mag zusehen. Wird die heranwachsende Demokratie jemals von ihr Gebrauch machen?

Dann wird sie es aber nicht aus Eitelkeit tun, nicht aus Bildungsmanie, nicht aus Langeweile. Sie wird eine Literatur nur tragen und groß machen, die ihre eigene Sache ist, eine Literatur aus der Zeit für die Lebenden. „Ueberzeitliches", auf Ewigkeit Bedachtes ist aussichtslos; man unterlasse doch, Unzeitgemäßheit und erschwerte Zugänglichkeit als Vorzug anzupreisen. Ein Faust kommt nie mehr. Tragödien von zeitentrückter Allgemeingültigkeit sind unwahrscheinlich und wären unwirksam in einer so bedingten, an Tag und Wirklichkeit so fest gebundenen Gesellschaft. Fachmännische Vorurteile zugunsten erhabener und wurzelloser Kunstgebilde führen einzig dahin, daß alle Welt dauernd bei literarischer Barbarei verharrt, unentwegt in die „gewaltigste Revue" läuft und sonst nichts wissen will.

Beteiligung der Demokratie an der Literatur ist möglich. Sie ward verwirklich in Frankreich durch die große Romanreihe des neunzehnten Jahrhunderts. Alle diese Romane hängen zusammen, sie bilden die vollständige Soziologie ihrer Zeit, lebende Soziologie, Kritik als Leben, Erkenntnis, die sich abspielt und Jedermann packt, Vergeistigung des langen Alltags. Je wirklicher und geistiger in dem Werk die Zeit ist, um so länger dauert es. Dauer ist gleich Zeitgemäßheit in Gestalt großer Kunst. Nur solche Verewigung kann eine Demokratie sich geben; auch die neue deutsche muß es versuchen. Sonst bleibt es für Masse und große Oeffentlichkeit bei der „gewaltigsten Revue" in jeder Preislage.

Massen aber, die vollwertige Zeitdenkmale kennten, statt Blendwerks der Sinne, wären merklich gefördert in Verständnis ihrer eigenen schweren Erlebnisse. Ihr Leben, Sterben und Erwerben wäre gesammelt, durchleuchtet, es ergäbe Bild, wenn nicht gar Gedanken. Vollwertige Zeitdenkmale könnten helfen, aus Massen die menschlich bewußte Gesamtheit zu machen. Frage an die Zukunft: wird Kultur wieder Geist haben? Jene französischen Romane sind dafür wohl kein noch fortwirkender Beweis; die Demokratie, auf die sie hinzielten, war bürgerlich begrenzt, uns scheint sie harmlos. Wir rechnen mit bisher unbekannten Maßen und Abenteuern. Aber Beispiel waren jene Romane. Es sollte in Deutschland erkannt werden.

Im Namen der wünschenswerten geistigen Erziehung künftiger Geschlechter erkläre ich es für den schwersten, aber auch verräterischsten Fehler unserer Kulturpolitik, daß der französische Unterricht in den höheren Schulen eingeschränkt, wenn nicht beseitigt wird. Er müßte erweitert werden. Wenn das Französische weder die Handels- noch die Diplomatensprache wäre, ist es doch die Sprache jener modernen Literatur, die uns das lebende Beispiel gibt, auch Demokratie könne auf hoher Ebene spielen und in der Welt des Geistes ihr Bild haben.

Grünheide, Donnerstag.

Ich lebe mit Kindern und Tieren. Was sich hinter meiner Waldgrenze als Publikum sammelt oder lockert, überblicke ich nicht. Also: ich kann mich zu diesem Vorgang nicht äußern.

Georg Kaiser.

*

Zweifellos ist die Zahl jener Menschen in Deutschland, die befähigt wären, das Leben der Gesellschaft auf ein geistiges Niveau zu stellen, groß genug, doch sind sie nicht befähigt, denn sie sind alle verstreut. Jeder ist gleichsam in sich verkapselt, vereinsamt, bleibt ein Einzelner — und gäbe es noch so viele dieser Einzelnen; sie bilden eine nicht zusammenhängende Menge, niemals eine Form; ob aber eine bestimmte Kategorie von Menschen ganz oder teilweise eine Zeit oder einen Ausschnitt aus der Zeit, etwa: das bürgerliche Leben, repräsentieren, hängt nicht von der Zahl der Individuen ab, die ihr angehören, sondern davon, ob sie eine Gestalt bilden; zu allen Zeiten dürfte es alles gegeben haben, aber eben nur die Gestalt ist sichtbar, bildend, weiterwirkend, beispielgebend, kann historisch werden. Daß sie nicht entstanden ist, dafür zeigen sich — für den ersten Blick — drei Gründe: Daß die Menschen des geistigen Niveaus nicht zugleich jener kleinen Schicht des sozialen Niveaus zugehören.

Daß sie ferner selbst durch das Getriebe der letzten Jahre — vielleicht nur vorübergehend — desorientiert, in den Snobismus getrieben, verdorben worden sind; eine Generation hat in den letzten Jahren immer nur sechs Monate gedauert und schon kam eine neue Künstler-, und wichtiger: eine neue Weltanschauungsgeneration; und sie wurden verwirrt, hatten Angst, etwas zu versäumen, der letzten Erkenntnisse nicht teilhaftig zu werden, hatten Angst, zu modern zu werden, die anderen die Angst, es zu wenig zu sein, wollten nirgendwo fehlen, und wo Instinkt ihnen kein Verständnis geben konnte, mußten der Intellekt und die Theorie ihn ersetzen, und das Resultat war, daß sie jenen — den Instinkt — verloren oder nicht den Mut hatten, ihm zu glauben, zu feig wurden für ein eigenes Urteil, und schließlich das nicht mehr hatten, was sie hätten gemeinsam haben müssen: die gleichen Empfindungen und die Tradition der unveränderlichen Begriffe. — Und endlich noch —: daß die Deutschen überhaupt nicht viel Talent zu haben scheinen für organische Gemeinschaften, weshalb sie unter der Form der verschiedensten Vereine so viele organisierte Gemeinschaften haben, deren Gründung — unter allen nur irgendwie möglichen Zwecken, die meistens nur Scheinzwecke sind — ihnen Ersatz geben soll für das, was ihre Natur nicht begründet.

Paul Kornfeld.

*

Die Anfänge einer neuen Gesellschaft werden zuerst in der Großstadt erkennbar. Unfähig, diese ausreichend beurteilen zu können, ergreife ich die Erlaubnis, das Umfragethema abwandeln zu dürfen, und rühre das Thema Theaterpublikum an.

Das Theaterpublikum ist in seiner Entwicklung abhängig von den Intensitäten, die seine Bühne ihm entgegenbringt. Intensität ist alles. Flaue oder forcierte oder dekorative, kurzum seelisch leblose Theater haben vielleicht eine Clique, aber kein Publikum, sie befriedigen ihren Klüngel, aber sie gewinnen kein weites, stützendes Publikum. Und eine Entwicklung bleibt Illusion.

Das Theaterpublikum wird ganz entscheidend entwickelt durch das Drama seiner Zeit. Nicht das Epigonendrama, nicht das beispielhaft dozierende, formal antiquierte, sondern das mit Blut und Nerven der Zeit geschriebene Drama kommt allein in Frage. Darsteller wie Zuschauer brauchen den lebendigen Zustrom aus der eigenen Zeit, müssen diesen besonderen Rhythmus gelegentlich in den Knochen spüren, und kein aufgeputztes Surrogat bietet dafür Ersatz. Und: Auch im Kampf schlagen sich Brücken zwischen Bühne und Publikum, und wird's auch nach Jahren erst offenbar.

Die Kluft zwischen Bühne und Publikum, die der Expressionismus aufriß, beginnt sich zu schließen. Es ist ein Verdienst unserer jungen Dichtergeneration, daß sie die erhitzte, unechte Intensität des Expressionismus durch die Intensität des neuen seelischen Ausdrucks ersetzt, ein Prozeß noch, ein Weg, an dessen Anfängen wir stehen. Daß aus Lärm Melodie werde, daß die seelischen Hintergründe gebietend über die zeitgebundene Brutalität der äußeren Erscheinung aufwachsen, das sollte heute die Sorge des schöpferisch kritischen Menschen sein. Wer aber die Entwicklung verkennt, wer sie sabotiert, der erdrosselt das lebendige Theater, der vergiftet die Beziehungen von Bühne und Publikum, und zwar dort, wo sie besonders sorgsam gehütet und gefördert werden müssen!

Heinrich XLV. Erbprinz Reuss.

*

Während der letztvergangenen anderthalb Jahrzehnte habe ich die Erfahrung gemacht, daß sich das Publikum der Lyriker kaum ändert. Es nimmt nicht zu, aber es nimmt auch nicht ab. Es ist wie ein Parlament, das von keinem Volke gewählt wurde, sondern das sich sein Volk wählt: dieses Volk freilich ist veränderlich; bald vergrößert, bald verkleinert es sich, bald ist es träge, bald regsam, bald hat es Zeit, bald keine, bald ist es gläubig, bald skeptisch. Es besitzt nicht die Fähigkeit, Gedichte ohne Vermittler aufzunehmen, seien diese nun persönliche Autoritäten oder der unpersönliche Zeitgeist. Wer Gedichte in seinem innersten Gewissen für überflüssig hält, wem sie durch politischen oder sozialen Trubel, durch technische Perspektiven berührbar scheinen, der ist Volk, nicht Publikum, denn er nimmt mangelhafte und unbefriedigende lyrische Leistung für Wesen.

Ein berühmter Dramatiker oder Erzähler etwa kann acht Jahre lang eine halbe Million begeistert Zustimmender um sich versammelt wissen, die halbe Million für ihn interessierter Menschen bleibt ihm auch während der folgenden acht Jahre, aber neunzig Prozent davon ist nun Anhang aus Gewohnheit oder Ablehnung. Bei einem anderen Bühnendichter oder Epiker mag die Tendenz ungefähr umgekehrt gerichtet sein. Einmal ferner kann die Anerkennung unter dem schweigenden Vorbehalt der modischen Relativität und grundsätzlichen Geringschätzung erfolgen, ein anderes Mal die Ablehnung unter dem schweigenden Vorbehalt der grundsätzlichen Verehrung. Der Lyriker behält für die Dauer der ganzen sechzehn Jahre unseres Beispiels seine zweihundert oder fünfhundert Zuhörer, wenn er die Kraft besaß, sich diesen bemerkbar zu machen, und sein Einfluß braucht nicht weniger mächtig zu sein als der Einfluß jener, die mit riesenhaften Heerhaufen auftreten. Stefan George beweist es. Aus der Statistik der Käufer und Nichtkäufer ist hier nichts abzulesen.

Damit ist allerdings gesagt, daß die allermeisten Gedichtbücher keine Gedichte enthalten. Sie haben, mit Recht, überhaupt kein Publikum. Papierfabrikant, Setzer, Drucker, Binder, Verleger, private Bekannte sind es nicht, und der Verfasser auch nicht. Diese Bücher gleichen sohlenlosen Schuhen mit verlorengegangenem Absatz, denen das Oberleder fehlt, und sie können von Georg Chr. Lichtenberg samt jenem Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt, mitversteigert werden.

Oskar Loerke.